

Annebethli : eine Geschichte aus dem Bergland

Autor(en): **Lienert, Meinrad**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **26 (1923)**

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-571706>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

oberten Herzen und findet immer wieder Neues für sich unter den vorübergehenden Erscheinungen der Laterna magica des Lebens.

Geben Sie Ihrem Lebensretter, dem Aesculap Weigel meinen Dankes-Kuß in meinem Namen. Die Apotheose kann Ihnen doch nicht entgehn, aber — bleiben Sie uns treu, und Gott bewahre Sie gesund für uns!

Unsre politische Wiedergeburt hat sich nicht ohne einige Wehen, aber doch ohne vielen Lärmen gemacht. Bis auf einige Kantone, die auf tieferer Stufe der Civilisation stehn, ist alles zufrieden und froh bei uns. Es geht seinen geregelten Weg zum Bessern, und die Bahn ist eben, nur die Leidenschaftlichkeit der Freunde des Vorrrechts wirft zuweilen Steine darauf. Ich glaubte bei Niederlegung aller meiner Aemter endlich das *beatus ille qui procul in toniren* zu können. Da kam die heillose Politik und fuhr mit ihrem *Allez enfans de la patrie* dazwischen, daß ich ehrenhalber still schwieg.

Item: ich befinde mich wohl im kleinen Familienhimmel. Mein Erstgeborener ist Arzt zu Marau und ein Chemann von sechs Wochen; Nr. 2 ist Vicar des Dekans in der Stadt Zofingen; Nr. 3 treibt unter Lips zu Zürich die Kunst als Kupfer-, Stahl- und Silberstecher, Graveur und Lithograph und ... (unleserlich) von Rom; Nr. 4 ist Mechanicus; Nr. 5 wird in einigen Jahren zu den Füßen der deutschen Rechtsgelehrten sitzen, — alle sind lieb und brav. Ist das nicht Himmel unterm Himmel?

Leben Sie wohl! Empfehlen Sie mich meinen Heiligen zu Dresden, dem ehrwürdigen Tiedge und dem jugendlichen Herzen Elisa's v. d. Recke und — die größte Bitte zuletzt, bleiben Sie mir gut

Ihrem H. Scholke.

Annebethli / Eine Geschichte aus dem Bergland von Meinrad Lienert

„Setz schweig einmal, Maitli, oder ich bekomme einen roten Kopf, wie der große Mythen,“ sagte der Erlismattbauer.

„Den habt Ihr, wahrlichgott, schon, Vater,“ rief die ältere blondschopfige Tochter, herzlich auflachend, aus.

Die dunkellachte, jüngere aber, die der Bauer angeschnauzt hatte, schwieg und starrte mit tiefgründigen Augen an das rote Becken, aus dem sie zusammen als Nachtmilch eben eine Vorbruchmilch auslöffelten.

„Lach doch nicht wie ein Fohlen, Trütschli!“ machte brummig der Bauer, und sah mit verdrossenem Gesicht in die angehende Winternacht hinaus. „'s ist, beim Strahl, mehr zum Heulen als zum Lachen. Nichts als Verdruß hat man mit den Sackerlotsröcken. Bei meinem weitesten Denken und solange es Leute gibt, ist so etwas bergshalben noch nie erhört worden, Annebethli,“ wandte er sich mit zürnenden Augen wieder an seine jüngere Tochter, „daß ein Maitli wie du bei einem Alten aufbleibt, obwohl dir doch die Jungmannschaft des ganzen Tales und darüber hinaus nachhält, ärger als die Füchse einem jungen Häslein. Was lachen? Himmelherrgott abeinander, beelenden könnte es einen. Da laufen dir die Nachtbuben nach wie die Kinder einer Drehorgel und rutschen um dich herum wie die alten Weiber in bösen Zeiten ums Heiligenstöcklein. Und wem wird aufgetan?“ Er lachte kurz auf, „einem Wittling, einem abgehenden Schulmeister, der nichts hat als einen schmalen Lohn und schmale Waden und ...“

„Und der dein Vater sein könnte, Schwester,“ lachte das hoch gewachsene Trütschli dazwischen.

„Was, Vater?“ redete der Alte, „sag du nur ruhig Großvater.“

Das Annebethli ward zündrot. Es legte seinen Löffel neben das rote Becken und sagte, ziemlich vernehmlich: „Der Schulmeister Hanspeter ist landab, landauf ein geachteter und wohlgelittener Mann, und bis heute habe ich noch nicht bemerkt, daß er mit seinen schmalen Waden viel hinter den Jungen zurückgeblieben wäre. Mit seinem Kopf ist er aber sicher allen um eine schöne Spannweite voraus.“

„Aha, der Kopf,“ machte mit offenem Hohn der Bauer, „sein Kopf hat's dir angetan. Schau, schau. Es nimmt mich wunder, was du dran so gar Besonderes siehst. Einen Heiligenschein habe ich um ihn herum noch nicht bemerken können, und ohne Kappe kann er's im Winter auch nicht machen; höchstens daß er nur Kopfsteuer bezahlt,“ setzte er spitzig hinzu. „Kurzum, Kind Gottes im Butterhäfelein, Kopf hin, Kopf her, du wirst das wurmfstichtige Gestühl, das ihn trägt, aber auch mitheiraten müssen.“

Die blondschopfige Große lachte eine Scholle heraus, also daß das rote Becken leise mitticherte. Aber der Erlismattalte sah sie streng an. Sie verstummte sogleich, und er fuhr fort: „Ich will ja gegen den Schulmeister nichts gesagt haben. Der Hanspeter ist, soviel ich ihn kenne, ein rechter Mann und dazu ein hiesiger. Wär' er dreißig Jahre jünger oder nur fünfzehn, ließe ich mich wohl berichten. Aber Maitli, wenn ich noch über das Gehüt Hühner und Bienen, die er sömmert, hinwegsehen könnte, über das komme ich nicht weg, daß er schon alt ist und du so blutjung. Tags meines Lebens ist so etwas noch nicht erhört worden. Allzeit hat jung zu jung gehalten. Was bist denn du für Eine? Es heißt wohl, und ich will's glauben, etwas Heifelnäs'ig'eres als Weiber und Geißen könne es zu Berg und Tal nicht geben. Aber so eine Seltenpiderin wie du ist doch etwas Nagelneues. Du bist kaum zwanzig und er hingegen hat sein halbes Jahrhundert auf dem Buckel. Schlägst du denn ganz aus der Art? Wir Erlismattleute haben noch alleweil nach vorwärts getrachtet und hätten uns das junge Blut von keinem Gold, und von einem abstehenden Schullehrer schon gar nicht, abhandeln lassen. Und nun kommst du und vergaffst dich in diesen überzeitigen Wittling! Hängst dich gar an ihn, wie ein neues Rädchen an einen alten Karren. Heiland doch auch! Wie hat denn das nur kommen können?“

Das Annebethli gab keinen Bescheid.

„Gewohl,“ meinte die Große, die Löffel zusammennehmend, „sie ist schon in der Schule alleweil an seinen Augen gehangen, wie das Spinnlein an der Fensterscheibe. Und wenn er nur das Maul auftat, horchte sie nach ihm hin, als täte er ein neues Evangelium verkünden, nein, wie unsereins als Kind auf das Jauchzen der Kirchweihgeigen. Und obwohl sie zu Hause immer die Stille gewesen ist und allzeit ein Gesicht machte wie ein Waldweiher im Zunachten, beim Schulmeister leuchtete sie auf wie ein frisch vergoldetes Muttergottesbild, wenn er sie anschaute. Und er schaute sie an.“

„Ja,“ warf jetzt das Annebethli, ihre braunen Augen erhebend, ein. „Es war eine schöne Zeit, die Schulzeit. Da hatte ich's gut.“

„Natürlich, wenn man seinen künftigen Liebsten zum Lehrer hat,“ lachte die Große.

„Wie konntest du denn nur den Karren so an ihm fressen?“ redete der Bauer.

„Vater,“ antwortete die Dunkle, „wie könnt Ihr nur so fragen. Das weiß ich auch nicht, das weiß nur Gott. Aber begreifen kann ich's ganz wohl; denn er ist immer so lieb zu uns Kindern gewesen. Und später, als ich auf der Kirche seine Vorsängerin geworden bin und also oft mit ihm zusammenkommen konnte, erkannte ich erst, was das für ein gescheiter, seltener Mann ist, und erst da sah ich, was er für gute blaue Augen hat, wie ich sie hierlands noch nie wieder gesehen habe.“

„Schau, Schau, der Schulmeister Hanspeter hat blaue Augen.“ Das Trütschli lachte eins heraus. „Und die hast du nun wohl für den Himmel genommen, gelt?“ machte sie überlustig, „und hast die Engel drin singen hören.“

„Ja,“ sagte halblaut das Annebethli, „wenn sie mich anschauen, fehlt mir nichts mehr.“

„Maitli, Maitli,“ redete trübgesichtig der Bauer, „man kann dir nicht zuhören. Du liegst mir bald schwerer auf als eine Bürde schlecht geratsamtes Gras auf der Heuleiter. Wir sind doch in unserm Geschlecht immer noch bei gutem Verstande gewesen und sicher und heilig hat es unter uns Erlismattleuten bis auf Adam und Eva zurück noch nie ein so fischblütiges Weibervolk gegeben, daß es sich wie ein Eiszapfen an einen morschenden Brunnendünchel angehängt hätte. Eher wären Frauen darunter zu finden gewesen, die geladenen Pistolen in schönfarbigen Truhen geglichen hätten.“ Der Bauer hatte sich ein Pfeifchen angefüllt, und nun zündete er's umständlich an und redete weiter: „Kannst du denn nicht tun wie andere, Maitli? Schau doch deine leibhaftige Schwester da an, das Trütschli! Das ist noch ein Weibsbild wie vor altem. Die will im Grünen grasen. Könnten ihr gleich ein ganzer Schwarm junger dielenguter Lediger am Fenster hängen, es wäre ihr keiner zu viel.“

„Allweg nicht!“ lachte die Große.

„Siehst, da hat sie nun eines Tages den Styni aus der Malosen aus allen herausgelesen. Ein Bauernsohn aus hablichen Leuten und ein bäumiger Bursch mit graden jungen Gliedern. Einen, der noch Schmalz in den Ellenbogen und Feuer in der Chunst hat. Und wenn er auch noch nie für einen von den drei Weisen aus dem Morgenlande gehalten worden ist und mehr Haar hat als Kopf, so hat er doch einen Kopf, auf den das Leben noch ein paar herz hafte Hammerschläge tun darf, ohne daß er wie ein genieteteter Krug auseinander scherbelt. Mit Glasglocken ist hierlands böß hausieren. Es gibt zuwiele scharfe Ecken in unserm Lande. Mehr und weniger haben wir Hiesige alle, und nicht bloß der Aristier, Hörner am Kopf, zu Wehr und Abwehr. Wenn man sie auch nicht sieht, wer mit uns anlät, kann sie merken. Und das ist das Richtige in unsrer rauhen Bergwelt. Wir haben's halt mit dem, was etwas darf und etwas vermag. Und unsere Kirchenpatrone sind der St. Jörg, der den Drachen gebodigt hat, und der heilige Baschian, der einem ganzen Hagel von Pfeilen hat darhalten dürfen. Und da kommst du uns nun mit diesem vielfach geleimten, abhändigen Bücher schmöcker, Annebethli! So eine wunderliche Heilige! Wenn du wenigstens unsern Knecht, den Baschithysel nehmen wolltest, der dich so heillos wohl mag und den du halb verrückt in dich gemacht hast.“

„Da bin ich nicht schuld, Vater,“ sagte die Dunkle.

„Wer redt von Schuld? Es ist einmal so. Der Knecht ist in dich verschossen, obwohl ihm die Große da, die sich neben dir mit ihrer Postur doch wohl sehen lassen darf, das Türlein nicht zu fest verschlöße, wenn er ihr dran käme. Aber nur du giltst ihm, sonst keine, obwohl du ein Feinerlein bist und das Trütschli da eine wie eine Streuetriste, hinter der sich ihrer Drei verbergen könnten. Aber so ist nun einmal der Mensch. Der Donner doch auch! Daß man sich so vergaffen und nicht mit vernünftigen Augen auslesen kann! Die Große da wäre für den Baschithysel doch noch eine, die mit ihm auf die Schaukel absitzen dürfte, ohne daß sie in die Luft flöge, sie wäre doch eher...“

„Vater,“ redete schnell die Blondschoopfige, „ereifert Euch da nicht mehr. Ich hab jetzt einen, den Malosenstyni. Er ist mir auch recht. Ist ja ein Bauernsohn und nicht bloß ein Knecht. Und wenn das Annebethli den Baschithysel nun einmal nicht mag, so laßt sie damit in Ruh!“

„Ja, Vater,“ stimmte die Jüngere leise bei.

„Sternenwetter abeinander!“ brauste der Bauer auf, „ihr hinterhältigen Welthexen braucht mir da nicht zu predigen. Ich sag's nochmals und ich weiß warum

ich's sage: Ich hätte gern gesehen, wenn unser Knecht, der Baschithysel, bei uns eingehieiratet hätte. Einen solchen Knecht gibt's landauf und -ab nicht. Einer wie ein neuer Dengelstock und aber angriffig wie ein abseitiger alter Stier. Da ist noch Mark in den Knochen und ein Blut, immer am Übersieden. Sag ihm, du nimmst ihn, Annebethli. Gib ihm eine Axt in die Faust und schick ihn zu Wald, so wirtschaftet er drin in seiner Freude, daß wir in ein paar Monaten keinen stehenden Baum mehr im Bergbiet haben. Ein Herrgottsdonner! Ein rauhwolliger Bursch, 's ist wahr, das ist er, und ein Fuchs dazu. Aber ich werde allmählich alt, habe keine Söhne, und so kommt das Heimwesen doch in fremde Hände. Da wäre mir der baumstarke, gewixte Knecht als Schwiegersohn gar nicht unwillkommen gewesen. Aber, 's Godels doch auch! Die Seltampickerin da will ihn nicht, und die Große mag er nicht so recht ..."

„Ach, jetzt hört doch einmal mit dem auf,“ rief unwirsch, tief verärgert das Trütschli aus, und rasselte gewaltig in der Büfetruhe, „meinetwegen soll er nun nehmen, wen er will. Ich hab ja jetzt einen; ist auch nicht, weder so kalt noch so brüchig, wie Märzemorgeneis. Aber Ihr braucht gleich wohl nicht alleweil an der Annebeth zu drücken, daß sie den Baschithysel nimmt. Wenn sie ihn nun einmal nicht mag, so mag sie ihn nicht, fertig.“

„Ja, ja,“ machte der Alte, und begann mit wunderbar gelächrigem Gesicht sein Pfeifchen zu nebeln, „freilich hast du einen, Trütschli, und das einen fernhaften, jungen. Auch der ist mir recht.“

„Und einen Alten nähme ich nicht, und wenn ich selber hundert Jahre alt wäre,“ meinte die Große verdrossen. „Ich täte so einen höchstzeitigen Hochzeiter wie unsern Schulmeister nicht einmal mit einem umgekehrten Rohrspiegel¹⁾ anschauen.“

„Mein Hanspeter ist aber nicht alt; er ist ganz jung,“ sagte ruhig die Dunkle. „Wenn ihr wüßtet wie er ist, tätet ihr euch über seine Jungheit wundern.“

Die Große lachte überlaut heraus, und der Bauer konnte ein kurzes Auflachen auch nicht verschlucken. „Jung?“ sagte er nun gemessen, ziemlich spöttisch. „Er ist meines Wissens nicht viel jünger als ich, und ich könnte nicht grad sagen, daß es mir nicht auch schon tanziger im Kopf und in den Beinen gewesen wäre als in meinen derzeitigen Jahren.“

„Er ist so jung im Herzen.“

Wieder ging das grelle Gelächter der Großen an allen Wänden herum. Der Bauer aber erhob sich. Es kam aus dem Tale herauf ein windverwehtes Läuten, und an den Barometer klöpfelnd, sagte er: „Was will man da machen? Aus den Launen des Barometers und des Weibervolkes kommt kein Mensch. Sie können im Tag gar mancherlei Wetter anzeigen. Maitli, hört ihr's, es betenläutet bodenhalb. Wir wollen den Englischen Gruß beten. Ich nehme an, euere Liebsten werden etwa bald anrücken. Ist mir schier, ich höre einen.“

Es gingen Schritte auf dem Stiegenbrüdlein.

„Der meine ist's nicht,“ sagte das Trütschli, „den hätte ich vorher zu merken bekommen. Der kommt nicht wie auf Krücken.“

„'s ist der Schulmeister. Betet, Maitli, betet!“

Also begannen sie mit eintönigen Stimmen den Englischen Gruß.

Mitten ins Gebet jauchzte es fernher.

„Das ist der Styni,“ machte rasch die Große.

Der Bauer trat betend an ein Fensterlein.

Draußen war es Nacht geworden. Aber irgendwo mußte der Mond im Aufgang sein; denn es begann zu dämmern in der Stube, während das Trütschli die Lampe mit dem Blechhut, die vor dem Ofen hing, anzündete.

¹⁾ Fernrohr.

Jetzt ging die Türe, und in die Stube trat ein älterer, schier kleiner Mann. Er nahm die blaue Vismerkappe vom etwas angegrauten Kopfe und wünschte guten Abend, in den kleinen Weihbrunn neben der Türe langend. Und ruhigen Tones betete er mit.

Aber jetzt hörte es in der Tiefe zu läuten auf. Der Englische Gruß war zu Ende. Der Erlismattbauer begrüßte kurz, jedoch nicht unfreundlich den Eingetretenen. „Willkommen bei uns, Hanspeter! Hat die Schule Feierabend? Mach dich an den warmen Ofen! 's wird bissig kalt sein draußen?“

„Es passiert,“ sagte der Schulmeister. „Aber wie ich höre, hat der Schnee heut morgen viel gebosget. Die Lannendolder seien zu Hunderten geknickt. Ein großer Schaden für unsre Genossame.“

„Jaha schon,“ meinte bedächtig der Bauer, sein ausgegangenes Pfeifchen wieder anzündend, „aber für das wehrhafte Männervolk ist's ein Nutzen; denn dieser Schnee hat ihm Winterarbeit zugerüstet.“

„Freilich, freilich.“

„Laß dich zu, Schulmeister!“

Die Große hatte abzuräumen begonnen, während das Annebethli sich erhob und sich schweigend, mit glänzenden Augen, zu den beiden Männern gestellt hatte.

„Schau, Annebethli,“ wandte sich jetzt der Schulmeister an das Mädchen, „ich habe dir da wieder einmal ein Buch mitgebracht.“

Er nahm unter seinem blauen Vismer hervor ein ansehnliches Buch und hielt es der Dunkelschopfigen hin. Ihr etwas bleiches, ruhiges Gesicht hatte jetzt ein stilles Lächeln und in der Wange erschien ein Grübchen. „Ein Buch?“ machte sie hellstimmig. Mit verträumten glücklichen Augen besah sie's ein Weilchen. Aber alsdann erwachte sie und sagte ausleuchtend: „Danke vielmals, Hanspeter! Liesest du uns draus etwa gar noch vor?“

„Allweg, gewiß,“ sagte der Lehrer, „falls ihr mir nämlich zuhören wollt und nichts anderes vorhabt. Ich möchte euch nicht gern vor einer Arbeit oder sonst vor etwas sein.“

„Wahrlichgott nein,“ machte der Bauer, „lies du nur drauflos, soviel du willst! Wenn ich auch dabei nicht zuhören kann, das Annebethli sträubt die Ohren für ihrer zehn. Zudem, verstehen tät ich dein Gelese ja doch kaum recht, und es ist gottlob auch nicht notwendig; denn wenn mir dergleichen Bücher auch nicht in den Kopf hineingehen, deswegen hat meine Milch doch alle Morgen eine halbzöllige Nidel. Die Mutter selig freilich suchte, wo sie nur konnte, nach Büchern und Schriften. Aber viel zum Lesen kam sie nicht, und was sie eigentlich drin suchte und fand, weiß ich auch nicht. Mir muß es der Kalender tun, und im übrigen, was ich nicht weiß, macht mir nicht heiß. Sejawohl, lest ihr nur zusammen, soviel ihr mögt, Meister Lehrer. Das Annebethli hat einmal Freude an dem Zeug. Sie hat's mehr im Kopf als in der Hand. Das weiß die Küchenfelle und der Heurenchen. Und macht sie dir auf der Vorkirche die Fahrgeiß, so spielt sie dir hier das Echo; denn ich glaube nicht, daß auch nur ein Wörtlein aus dir herausgeht, das an ihrem Ohr vorbeikäme, und ließe es wie ein geheßter Hase. Sie läuft ja allemal noch am andern Morgen und den halben Tag über wie im Traum herum, wenn du ihr abends aus deinen Büchern irgendeine Geschichte oder sonst ein Gefäßlein berichtet hast. Schier nicht mehr zu gebrauchen ist sie allemal. Ist's wahr oder nicht, Maitli?“ machte er.

Sie senkte den Kopf, bekam ein Truzmäulchen, blieb aber still.

„Karlsfranz“, sagte der Lehrer, „ihr müßt dem Annebethli nicht zürnen. Schau, du sagst grad, ihre Mutter selig habe so sehnsüchtig nach Büchern ausgeschaut, und umsonst darnach ausgeschaut. Da sollte es dich nun nicht wundern, wenn eine deiner Töchter auch Freude dran hat, nach Büchern trachtet und gern zuhört...“

„Wenn der Lehrer Hanspeter draus vorliest,“ warf lachend die Große ein.

„Ja,“ sagte der, „das wundert mich am meisten.“

„Mich auch nicht am wenigsten,“ lachte das Trütschli auf.

„Halt deinen Schnabel, Große!“ verwies der Erlismattalte.

„Freilich ist's wunderbarlich genug,“ sagte mit bebender Stimme, schier bedrückt vor sich hinsehend, der Schulmeister, „daß das Annebethli so an einem ältern Manne hängt und grad mir so willig zuhört. Aber es ist nun einmal so, und wäre es anders, ihr mögt lachen; aber ich sag's doch heraus: so läge mir nicht mehr viel am Leben.“

Das Trütschli verschluckte mit Not ein kurzes Auflachen.

„Große, Große!“ mahnte der Bauer. Alsdann zog er seine Hirthemdkaupuze über den Kopf und sagte trocken: „Nun, wir wollen da nicht zu wüß tun. Das Annebethli ist mal so. Und so wie ich's von der Mutter habe, nehme ich's an, sei's wie's wolle. So weit gefehlt kann's nicht sein; denn die Mutter selig hatte auch manches von diesem eigenen Wesen und Tüchum. Und warum sollte es nicht hie und da unter all den vielen Leuten einen besondern Menschen geben? Ist ja unter tausend Schafen nicht eines wie das andere, und das sind Schafe. Ich habe nur gemeint,“ er erhob seine Stimme, „grün und grün gehen eher zusammen als grün und grau, und gleich und gleich verstehen sich besser und lernen sich eher ertragen.“

„Und das Wasser könne auch den Durst schön löschen, wenn's nicht grad aus einem morschen Dünchel laufe,“ pläzte die Flachshaarige heraus.

„Vater!“ schrie das Annebethli schier wild auf.

„Große,“ sagte der Erlismattbauer streng, „du wirst es gut meinen, und es ist gut, daß ich das denke; sonst wollte ich dir das allzu gangbare Türlein an deinem Redhaus einmal gehörig verriegeln; denn es ist des Landes nicht Brauch und nie gewesen, daß man Gäste, seien sie wer sie wollen, mit einem so frechen Maul anläßt, verstanden! Im übrigen, alt oder jung, gescheit oder dumm, grad oder krumm, es ist nun mal, wie's ist, und deiner Schwester Wille soll gelten; denn sie ist ihr eigener Herr, und wie sie sich anbettet, muß sie liegen. Das Reden nützt da nichts mehr, das hättest auch merken können. Sie will ihn einmal, und wenn er ein Schneemann wäre. Und wenn ein Weibsbild einen im Sinn hat, so ist er böß aus ihr herauszubringen. Ich wollte schier lieber einen Schrot voll Buchenstümpfe aus der Erde herauszuzerren versuchen, und wenn ihre Wurzeln bis in die Hölle hinuntergingen. Je mehr man dagegen wehrt, desto widergründiger werden diese Weltshexen. Den und keinen andern! Es ist wie bei einem Nagel. Je grimmiger man mit dem Hammer drauffschlägt, desto tiefer geht er hinein. Aber das Leben ist dann eine zähe und bissige Zange. Die hat darnach in einer ungeschickten Ehe schon manchen und manche wieder herausgezogen, von denen man meinte, sie stecken tiefer und sicherer in der Liebe als ein Stein im Weiber. Meinetwegen. Es ist dem Lehrer einmal aufgetan worden, und ob uns lieb oder leid, er ist da, und wir wollen mit ihm tun wie die Leute, Große. Und sowieso, schau du für dich!“

Die Große schwieg und machte sich mit dem Geschirr in die Küche hinaus, die Türe sperrend lassend.

Das Annebethli aber umflammerte mit eisernem Griffe des Schulmeisters Arm und zog ihn vor den breiten grünen Kachelofen zu sich auf die Bank hinter den kuhbeinigen, arg zerschrammten Tafeltisch.

Eben wollte der Bauer aus der Stube, da ging die Türe, und auf der Schwelle stand, mit über und über lachendem Gesicht, ein krausköpfiger helläugiger Bursche. „Guten Abend wohl, miteinander!“ rief er gar laut aus, seine Fuchspelzkappe auf eine Stabelle werfend. „Schau, schau, der Schulmeister hat sich schon zwischen den warmen Ofen und das Annebethli gemacht! Ja, so möchte ich's auch erleiden.“

Er lachte eine Scholle heraus, und da grad die Gewichte der Schwarzwälderuhr ins Gehäuse rasselten und der Ruckuck im Türlein erschien, die Stunde rufend, ließ er nochmals ein Gelächter herauspoltern und fragte mit schier rauher Stimme: „Wo ist denn die Große?“

„Sie ist dir nicht verlossen, Styni,“ sagte jetzt der Bauer. „Und es steht geschrieben, wer sucht, der findet.“

Der Bursche entledigte sich sofort seiner grauen Vismerjoppe und hochte sich auf seine Pelzkappe neben das schwere Büfett, den Willkommen des Schulmeisters und Annebethlis kurz, aber aus lachenden Augen erwidern. „Wo ist die Große?“

„In der Küche ist sie.“

Der Styni wollte sogleich durch die Rauchwolken in die Küche hinauschießen; aber der Bauer hielt ihn am Hemdärmel zurück und fragte: „Wie steht's, apert's noch nicht in der Malosen unten?“

„Nein, Karlifranz, es apert noch nicht.“

„Herrgott doch auch! Da wundert's mich nicht, daß wir noch einen solchen Schnee haben. Ja, habt ihr denn noch Futter genug bodenhalb?“

„Nein, Karlifranz, wir haben nicht Futter genug.“

Der Styni wollte wieder in den Rauch hinein; denn er hörte jemand in der Küche im Geschirr herumgeschäften. Aber der Alte hielt ihn zurück.

„Ja, was füttert ihr denn jetzt, wo euch das Heu ausgeht?“

„Salt Binsfenstreue.“

„Und wenn's euch mit der Streue kurzet?“

„Tannreißig,“ machte der Styni unruhig, zudunkelnd.

„Und wenn euch die Loben den Reißig nicht nehmen?“

„Dann, heja dann,“ lärmte er grimmig auf, „dann füttern wir Brunnenröge, Taufsteine, Pfarrsköchinnen. Zuhuu!“ jauchzte er gellend auf. Und da hatte er sich schon losgerissen und stürmte in die Küche hinaus, die Türe hinter sich zuschmetternd.

Der Erlismattalte schmunzelte in sich hinein, drückte den Deckel aufs Pfeifchen und tat einen schnellen Blick nach dem Annebethli. „Ein Feuerkeufel,“ machte er, „bei dem wird's dem Trütschli etwa nicht zu langweilig. Und nun“, wandte er sich voll gegen den Ofen, „schlaft gesund! Ich muß noch einen Schritt in den Gaden tun, und darnach will ich gleich auf den Laubsack; denn morgen sollte ich zeitig zu Tal und schauen, wie ich zu einem Fuhrlein bluterdenteuern Heus komme. Wir warten sehnlischer auf Gras als junges Volk auf die Hochzeitsnacht. Wo der Rosoli¹⁾ und der Birnenwecken ist, weißt du, Maitli. Und nun habt euch warm!“

„Gut Nacht wohl, Vater!“

„Schlaft gesund, Karlifranz!“

„Trost den armen Seelen im Fegfeuer und der Herr gebe ihnen die ewige Ruhe und das ewige Licht soll ihnen leuchten!“ murmelte der Bauer an der Türe, ins Weihwasserkesselfchen langend.

Und da ging auch schon sein schwerer Schritt über die krachende Flur, übers Stiegenbrüchlein in die Nacht hinaus.

Das Annebethli aber hatte sich gar eng an den Schulmeister gemacht und sagte nun halblaut zu ihm: „Lieber, Lieber, Lieber! Sei doch nicht böse, daß sie so zu dir sind. Aber schau, sie verstehn's nicht besser, und 's ist ihnen, gar dem Vater, um mein Glück.“

„Ja, um dein Glück,“ machte er düster. „Und vielleicht, Schatz, haben sie recht. Ich fühle mich wohl noch kräftig und wohltauf; aber auf mir lastet doch die Zeit, und

¹⁾ Getrünt.

sie wird über mich Gewalt bekommen und auf einmal hast du einen Greisen an deiner Seite, wenn du erst recht über die Schwelle hinaus bist, die ins Leben führt. Es wäre am End doch besser, du liehest mich fahren, Kind, damit du nicht eines Tages enttäuscht und traurig am Wege sitzt, am Wege mit einem Kranken oder gar völlig allein.“

„Still!“ gebot sie und verhielt ihm mit beiden Händen den Mund. „Das alles und noch hundertmal so viel dazu, habe ich hier im Hause schon zu hören bekommen. Ich muß dich lieben und wenn es das Unglück, vor dem mich Gott behüte, richten sollte, daß dich mir der Tod nähme, so will ich dir Tag und Nacht nachsinnen. So wie so, Lieber, du giltst und kein anderer.“

„Aber euer Knecht, der Baschithysel, der stärkste Bursche landauf und -ab, der ja völlig verschossen in dich ist, würde dir ein ganz anderer Weggenosse durchs Leben sein.“

„Ich will lieber mit dir einen Steinwurf weit gehen können als mit dem Baschithysel bis ans Ende der Welt.“

„Ich bin ein dürftiger Schulmeister, bei dem du etwa nicht zu feiß essen wirst. Der Baschithysel aber könnte wohl auf deines Vaters Heimwesen wirtschaften, daß das ganze Land auf euch sähe und dich alle Frauen beneiden würden.“

„Schätz, laß mich mit dir gehen! So reich wie du kann mich keiner machen. Du hast mir die Türe weit aufgetan, hinter der wir alle stehen, wie das Vieh am Barren, und hast mich in eine neue Welt hineinblicken lassen. Mit dir will ich!“

„Aber das Alter, das hart hinter mir her ist...“

„So will ich mich in seinen Weg stellen und es nicht an dich kommen lassen; denn ich bin jung.“

„Liebe!“

„Und jetzt aber lies! O wie freue ich mich, daß ich dir zuhören, deine Stimme hören darf. Sie tut mir so wohl und es ist mir, ich müßte ihr bis unter die Erde hinein nachlaufen, wie jene Kinder, von denen ich einst gelesen habe, daß sie einem Musikanten in den Berg hinein nachgeloffen sind.“

„Schätzlein, Schätzlein!“

„Fang an, fang an!“

Der Schulmeister hatte das Buch vor sich hin auf den Tafeltisch gelegt. Nun tat er's auf, und während das Annebethli die Hänglampe etwas höher schraubte, hob er an:

„Vor vielen hundert Jahren stund einst am Meere gen Mittag ein Königs-
schloß. Es war gar hoch auf Felsen gebaut, an die bei unruhigem Wetter die Fluten
also brandeten, daß es war wie das allwährende Läuten einer großen Glocke. Wenn
aber die Wasser topfeben und knisterndblau dalagen, glänzte das Schloß wie ein
Stern weit, weit übers Meer hin; denn es war aus eitel weißem Marmelstein erbaut.

Im Gefelße ringsum blühten Gärten und wunderbare und wunderliche Blumen,
an die sich wohl bunte Tauperlen, aber nie Schneeflocken hingen. Und aus ihnen
hervor ragten fromme Zypressen und die riesigen Sonnenschirme der Pinien.“

„Was sind das, Zypressen?“ wunderte Annebethli.

„Zypressen sind wie junge Tannenbäume, aber schlanker, vornehmer, und sie
machen das Herz so traurig. Ich habe es selber erfahren, als ich einstmals jenseits
des Gotthard war.“

„Und Pinien?“

„Das sind Bäume, welche die Landschaft großartig und doch zugleich traulich
machen. Ein wenig gleichen sie unsern rotstämmigen, breitkronigen Bergföhren.“

„Nichts für ungut, daß ich dich unterbrochen habe. Es ist mir so herausgerutscht.
Ich will's nicht mehr tun.“

„Ja, Liebe.“

„Von diesem Königsschlosse nun...“

Die Rükchentüre ging, und in die Stube trat der Malosen=Styni, auf den Armen die Große wie ein Widelfind tragend. Er lachte eins heraus, und im Gehäuse der Schwarzwälderuhr schien's heimlich mitzuzichern. „Dies nur, Schulmeister!“ rief er lärmend aus, „lies soviel du willst und so laut du willst! Ich und das Trütschli da werden dich nicht stören, und wir lassen uns nicht stören. Denn obwohl ich meiner Busigen da auch Geschichten zu erzählen habe, so will ich sie ihr doch so nahe ins Ohr wispern, daß es nicht einmal das Ohrenringlein hören soll. Und wenn auch nicht grad in die Bücher, gedruckt sollen meine Geschichten doch werden, also daß man sie dem Trütschli darnach vom Ohr, vom Mäulchen und von der ganzen Rußallmeind ihrer Baden so deutlich soll ablesen können, als wären sie mit halbzölligen Buchstaben aufgezeichnet wie in meiner Urgroßmutter Gebetbuch.“

Er und Trütschli lachten polternd auf, und da waren sie auch schon im Ofenloch verschwunden, aus dem allsogleich ein lebhaftes Schmazen kam. Man schien mit dem Druck bereits begonnen zu haben.

Die Dunkle fuhr ihrem Verehrer mit ruhigen Fingern ein paarmal über die schmale Hand, und jetzt tüpfte sie selbe gar mit ihrem Mund, so leise, als stünde ein Falter drauf ab. Er aber sah sie einen Augenblick an, wie ein Gefangener aus tiefstem Kerker das Fensterlein in der Morgensonne. Alsdann las er weiter:

„Von diesem Königsschlosse nun ging eine schmale Zickzacktreppe durch die Felsen hinunter bis ans Meer. Und dort war eine Lände, an der die Schiffe aus allen vier Winden anhielten, um der jungen Königin vornehmen Besuch oder Waren und köstliche Dinge aller Art zu bringen.“

Denn vor Jahren waren ihre königlichen Eltern gestorben und das Schloß am Meer und das Strandkönigtum dazu fiel ihrem einzigen Kinde, einer Tochter von großer Schönheit, zu. Und sie herrschte also vortrefflich, daß ihr Volk sich nie glücklicher erachtete als unter ihr. Aber ihre Sippe und die Ältesten des Landes drängten sie und hielten ihr vor, sie müsse ihrem Königtum einen Herrn geben, damit er sein Glück beschütze und auf daß es weiterbestünde für alle Zeit. Und da ihr Ruf in alle Welt gekommen war, landeten immer wieder fürstliche und königliche Herren aus vielen Ländern; ja, einige versuchten es gar, die Hochkönigsburg und seinen seltenen Schatz gewaltsam zu erobern.

Aber weder das Schloß noch das Königskind waren einzunehmen. Vergeblich versuchten es, friedlich und mit Krieg, die reichen Seefahrenden Sarazenen und die Herren römischen und fränkischen Blutes ringsum.

Wohl dursteten alle Schiffe, die guten Willens kamen, an ihrem Gestade anfahren. Sie ließ auch die Königsöhne und fürstlichen Herren, die ihnen entstiegen, den steilen Felsenpfad hinauf zu sich ins Schloß geleiten. Wohl nahm sie alle, die friedlich um sie werben wollten, auch friedlich auf und bedachte sie aufs gastlichste. Keiner kam, den sie nicht über Nacht in ihrer Burg behielt.

Aber jedesmal am andern Tage, um Mittag, wurde in der hochgewölbten Halle, in der ihr königlicher Hochsitz stand, ein großes Mahl zugerüstet. Alsdann ging's bei Tische hoch her und der Gast ließ sich gehen und war schier gewiß, daß er die schöne Königin gewinne. Wenn aber das festliche Mahl zu Ende war und der kräftige Wein plötzlich versiegte, nahm die junge Fürstin ihren Gast bei der Hand und hielt beim Spiele der Lautenschläger und Harfenisten einen Umgang im Saal. Und da gab es dann am Ende der Halle einen Erker und der sah gen Mittag und war mit einem purpurenen Umhange verhüllt. Wenn nun aber die Königin mit ihrem Freier am Erker vorbeiging, zogen zwei Bagen den Umhang zurück, also daß ein grelles goldenes Licht alle blendete und sie die Augen senken ließ. Nur die Königin tat einen

raschen festen Blick in das goldene, wie ein Spiegel blitzende Fenster, und alsbald ging der Purpurchang wieder zu. Der Umgang aber ging weiter, durchs ganze Schloß bis hinauf auf den Söller des höchsten Turmes, allwo der Freier über Meer und Land und über das güldene Krönlein der Königstochter hinsah und dachte: Das alles ist nun mein! Doch der Zug ging wieder hinab, und wenn er durch alle Gemächer, Hallen und Gänge war, kam er schließlich unversehens wieder ans Ausgangstor und, siehe, da verabschiedete sich die junge Fürstin allemal friedlich, aber mit kühlen Augen von ihrem Besucher, ließ die Pforte schließen und der Freier mußte mit seinen Leuten den Abstieg durch die Felsen zum Meer allein und ohne Hoffnung auf frohe Hochzeit mit der Herrin des Schlosses machen.

Das grämte die Leute der Königin nicht wenig; denn sie konnten nicht begreifen, wie sie all die jungen und hochadeligen Freier ungetröstet von sich gehen lassen konnte. Sie hielten sie zuletzt für so kalt wie die weißen fraulichen Marmorgebilde, welche den Wendelpfad durch die Felsen zum Meer hinab begleiteten.

Da zeigte sich eines Abends auf dem Meer ein rotes Segel. Immer näher und näher kam es dem hochragenden Schloß, und als die junge Königin ans Fenster trat, sah sie zu ihrer Verwunderung ein gar merkwürdiges Schiff auf ihre Felsen zuhalten. Es war ihr, ein Meerungetüm schwimme auf ihr Schloß zu. Wie es aber ganz nahe war, erkannte sie in seinem Schnabel deutlich einen Drachenkopf. Nun wußte sie, daß ein Wikinger aus dem Norden sie besuchen wolle. Und bald landete der Drache; aber nicht mit Drommeten und Saitenspiel, sondern mit rauhen Horntönen.

Gleichwohl rüstete sie sich zum Empfange, und da sie sich hatte vergewissern lassen, daß nur ein paar Leute nebst den Ruderknechten im Schiffe wären, stieg sie zum Tor hinunter, um den Ankömmling, der ja wohl auch ein Freier war, zu begrüßen. Sie war es gewohnt, lauter junge und kraftvolle Herren und Herren söhne, die ihre Felsentreppe heraufstiegen, vor sich auf den Knien zu sehen. Es überraschte sie daher nicht wenig und sie war schier einen Augenblick verlegen, als nun ein leicht angegrauter, unscheinbarer Mann, von schier kleinem Wuchse, den Pfad heraufkam und plötzlich, seine Lanze in die Erde treibend, vor ihr stand.

Aber sie bewillkommte ihn aufs freundlichste und sagte: „Ihr habt wohl bei meinem seligen Herrn Vater Einkehr halten wollen?“

„Ich bin ein Jarl aus Norge. Euer seliger Vater war mein Freund. Gott gebe ihm die ewige Ruhe und Ehre seinem Andenken allezeit! Heute aber komme ich, um seine Tochter, die junge Königin aufzusuchen.“

„So seid mir von Herzen willkommen!“

„Ich hätte Euch meinen Sohn geschickt, aber der Krieg hat ihn mir genommen. Und so bin ich allein und habe keinen Menschen mehr auf Erden, den ich zu Euch hätte senden können, um die Freundschaft unserer Länder zu erneuern.“

„Seid mir gottwillkommen und seid mein Gast!“

Also geleitete sie den unscheinigen Mann hinauf in ihr Schloß. Und er folgte ihr mit seinen paar Leuten ruhigen Angesichts, die Lanze vor dem Tore stecken lassend.

Und er blieb bei ihr zu Gast über Nacht.

Als nun die junge Königin am andern Tage, nach dem festlichen Mahl, mit dem Jarl auf dem gewohnten Umgang durchs ganze Schloß ans Ausgangstor gekommen war, sah sie ihm auf die graue Schläfe; aber auch in die blauen Augen, und sagte: „Ihr habt niemand mehr auf der Welt, der Euch liebhaben könnte.“

„Niemand.“

„So will ich Euch lieb haben.“

Er trat zurück und staunte sie an. Aber sie wich seinen Blicken nicht aus und lächelte.

Da nahm er zögernd die Hand von der Lanze neben dem Tor, die er schon gefaßt hatte, neigte sein Haupt, und fragte dunklen Tones: „Ihr junges Blut könntet mich lieb haben?“

„Ich habe Euch lieb und will Euch zu meinem Herrn annehmen.“

„Ihr spottet meiner; denn ich bin schon alt.“

„Ich sehe Euch jung.“

„O Königin, ich kann's nicht fassen.“ Seine Stirne jauchzte auf.

„Und wollt Ihr mein Herr und König werden, so folgt mir wieder hinauf in das Schloß meiner Väter!“

Da richtete er sich stolz auf, und seine Augen brannten wie das blaue Feuer im Herzen der Flammen. Er umarmte sie, und darnach stiegen sie zusammen wieder ins Schloß hinauf.

Sie wies ihm einen Teil ihrer Burg als Wohnung zu und zeigte sich nicht mehr. Ihre Boten jedoch ritten und fuhren Tag und Nacht nach allen Winden davon, um die abgewiesenen Freier zur Hochzeit einzuladen.

Und eines Tages waren sie alle, bis auf den letzten da, alle die stattlichen und jungen Herren und Fürstensöhne, und sahen mit grenzenloser Verwunderung auf den ältlichen und unscheinigen Fürsten aus dem hohen Norden, den die Königin ihnen allen vorgezogen hatte.

Wie sie nun andern Tags, um den hellen Mittag, beim festlichen Hochzeitsmahl um die lange Tafel saßen, hatten sie sich von ihrem Erstaunen immer noch nicht erholt. Mit unverborgenem Spott und Ingrimmschauten sie auf das ärmliche Gauköniglein aus Norge, das nun bescheiden, aber aufrechten Hauptes neben der in Schönheit strahlenden Königin auf dem Hochsitz thronte.

Als nun aber das langwierige Mahl vorbei war, an dem es gar unheimlich stille zuging, obwohl Saitenspiel und Lied nicht feierten, bliesen auf ein Zeichen des neuen Königs die Drommeten.

Fragend schauten die hochherrlichen Freiersleute nach den Hochsitzern.

Wie nun die Drommeten stille wurden, erhob sich die junge Königin, um deren dunkle Haare das goldene Stirnband leuchtete, und redete vernehmlich über die Tafelrunde hin: „Meine lieben Vettern von nah und fern, ihr werdet mir zürnen und ich will mich dessen nicht zu sehr wundern, daß ich keinen von euch allen neben mich auf den Hochsitz kommen ließ, und ihr werdet euch noch mehr darüber wundern, daß ich den Fürsten aus Norge, der heut mein Herr und Gemahl ist und der an Jugend und Ansehen neben euch gering erscheint, zu mir auf den Hochsitz erhob.“

Es war in der mächtigen Halle totenstill geworden.

Die Königin sah versonnen durch ein hohes Bogenfenster aufs tiefblaue Meer hinaus, alsdann redete sie weiter: „Und deswegen nun, hohe Herren, habe ich euch zur Hochzeit geladen, damit ihr meine Wahl seht und ich mich um ihretwillen vor euch rechtfertige. Denn ich möchte bei euch nicht den Glauben erwecken, als hätte ich aus Uebermut oder gar aus schlechtem Geschmaack und unweiblichem Wesen also getan. So vernehmt denn, daß sich in dieser Halle, durch die ich mit einem jeden von euch den Umgang bei seinem Freierbesuch gemacht habe, ein Erker und im Erker ein Spiegelfenster befindet, das zwar nicht den Leib, wohl aber die Seele des Menschen zeigt, der daran vorübergeht. Und wißt: Immer, wenn ich mit einem von euch daran vorüberzog, blickte ich hinein, und also vermochte ich Angesicht und Wesen eurer Seelen zu erschauen, ohne daß ihr's merktet. Denn siehe, was dem einen eine Wand ist, kann dem andern ein Fenster sein. Also tat ich denn auch mit dem ergrauenden, ärmlichen Jarl von Norge. Der Zauberspiegel aber machte ihn aus euch allen zu meinem Geliebten und zum Herrn über das Schloß am Meere des Südens.“

Sie schwieg und ließ sich nieder. Aber in der Halle war eine so tiefe Stille, daß ein Böglein durch eins der Bogenfenster hineinflog, sich auf einen Leuchter setzte und sein Lied gar hoch zu jubeln anfang, da es sich für das alleinige Leben im Saale halten mochte.

Da erhob sich mit einem Male einer der verschmähten Fürsten. Finster blickte er nach dem Hochsitz und rief schwer atmend, zornroten Antlitzes: „Wir sind über Land, übers weite Meer gekommen, o Königin, da du uns riefst. Wir sind aber gekommen, weil du uns zur Hochzeit einludest und weil wir meinten, du habest nun endlich einen Freier erhört, der uns an Jugendkraft, schönem Ansehen und Macht übertreffe. Und wir wollten als Gäste deiner Hochzeit zu Ehren stehen. Heute finden wir auf dem Hochsitz neben dir einen graugefiederten Zaunkönig aus dem Norden, dem eisigen Lande der räuberischen Wikinger. Wir aber sind jung und stark und aus dem Lande der Sonne und du hast uns um diesen Alten verschmäht. Denn was du uns von deinem Spiegel erzählst, glauben wir nicht. Wenn's aber doch wahr sein sollte, so mag dich der Spiegel zur jeßigen Stunde rechtfertigen. Vermag er's, ziehen wir im Frieden ab, wenn nicht, so ziehen wir dennoch ab; aber eines Tages sollst du unsre Schiffe und Rosse wieder gen deinen Felsen anrücken sehen und die Schwerter sollen dir in dein verhextes Fenster wetterleuchten.“

Also sprach der Königssohn, und als er sich gesetzt hatte, schauten alle mit brennenden Augen nach dem königlichen Paare, das seine Dienstleute zu umstellen angingen.

Aber die junge Königin erhob sich und redete mit klarer Stimme: „So sei es, euer Wille soll gescheh'n! Denn ihr sollt mich nicht der Falschheit und Lüge zeihen. Besser wäre es euch und mir gewesen, ihr hättet meinem Wort geglaubt und euch bescheiden lassen.“

Sie winkte ihren Pagen. Sogleich begaben sie sich ans Ende der Halle und zogen einen schweren Purpurvorhang zu zwei Seiten weg, also daß ein Erker sich auftrat, in dessen Mitte sich ein hohes Fenster zu befinden schien, das aber wie ein goldner Spiegel glänzte.

Da sprach die Königin: „Und nun denn, ihr alle, die ihr zu mir einstmals um Krone und Brautfränzlein gekommen seid, nun mögt ihr den Umgang vor dem Erker und seinem Spiegel beginnen!“

Wieder war es in der Halle totenstill, und lange wollte sich nichts regen. Aber jetzt erhob sich der hochgewachsene Freier, der soeben gesprochen, und begann die Halle zu durchschreiten. Und es folgte ihm, Mann für Mann, die gesamte bösblickende Tafelrunde.

Als nun der erste, ein wildäugiger Königssohn, am Erker vorbeiging, zeigte das hohe Spiegelfenster so klar und deutlich wie das lauterste Brunnenwasser einen glutäugigen, zähneknirschenden Wolf, und als der zweite, kerkzengerade, voll unmeßbarer Hoffart, vorbeischnitt, erschien im Spiegel ein radschlagender Pfau. Und schon zeigte sich der dritte, ein verschlossener Junker mit lauerndem Blick, als ein sprungfertiger, schielender Luchs und ein vierter, schon ziemlich dickwäntiger, immer fettäugig lächelnder Prinz, als ein in Samt und Seide gekleideter Eber. Aber der fünfte, ein hochernster, stets würdig blickender junger Fürst, spiegelte sich als ein gekrönter Schneemann, während der sechste ein geschwähiges königliches Herrlein, in Frauenkleidern durch den Spiegel mußte. Der siebente, ein riesenhafter Reder in Helm und Harnisch, mußte sich als ein törichtes Kind im goldenen Fenster sehen. Einige der Herren aber erschienen darin so, wie sie sonst aussahen, jedoch als geschnitzte, alltägliche Holzfiguren.

Die Königin wandte ihr Angesicht ab und bald saßen ihre Gäste wieder alle um die lange Tafel. Fenster und Erker aber waren hinter den roten Vorhängen verschwunden.

Nun hatten die silbernen Pokale gut ruhen. Keiner der fürstlichen Freier bewegte auch nur einen Finger darnach. Alle stierten vor sich hin oder auf den Anlauf ihres Schwertes, und als nun die Sonne unterging, war es, als wären die Gesichter der edlen Herren mit Blut übergossen.

Da schoß einer aus ihnen auf. Bolzgrad und mächtig wie eine Säule stand er da und lärmte: „Der Jarl, der Jarl!“

Und es sprangen alle auf und es donnerte durch die Halle: „Der Jarl, der Jarl!“

Der König auf dem Hochsitz regte sich nicht. Ruhig übersah er die zornbebende Tafelrunde. Doch die Königin streckte ihre Hand aus, und als es als gemach stille ward, wandte sie sich zu ihrem Gemahl und gebot ihm: „Mein Herr, sie wollen Euch im Spiegel sehen. Und was sie begehren, ist billig. So erhebt Euch denn und geht!“

Jetzt stand der König, um dessen Schläfe das Haar grau war, auf, stieg von seinem Thronstuhl und schritt durch die hohe, aufhorchende Halle. Und als er nun so ohne allen Schein und fast bescheidenlich dahinging, brach um die Tafel ein wildes Gelächter los. Es verstummte aber sogleich, denn mit staunenden Augen erblickten die fürstlichen Herren im Spiegel einen schlanken, feinen Jüngling, nackt und bloß, so wie ihn Gott erschaffen. Seine Gebärde aber war eitel Adel und seine Augen leuchteten vor Mut und Güte.

Der Vorhang ging zu, und der alternde Jarl schritt wieder unauffälligen Schrittes, aber erhobenen Hauptes, seinem Hochsitz zu. Noch bevor er drauf saß, hatte sich die Königin erhoben und rief in den Saal: „Und nun, meine königlichen Herren, sagt an, habe ich recht getan oder nicht?“

In der Halle schien alles erstarrt, eingefroren. Die Herren brüteten vor sich hin, und die Dämmerung schlich sich aus den Winkeln immer fecker gegen die Tafel.

Doch die junge Königin erwartete keine Antwort. Sie hatte ihren Muserlesenen umarmt, als er seinen Sitz einnehmen wollte, und ihm ins Ohr geraunt: „Und nun komm, mein Lieber, Lieber, Lieber!“

Jetzt brachten die Diener kristallene und silberne Leuchter auf den Tisch, also daß er gar prächtig aufzuleuchten begann. In mächtigen Henkelkrügen trugen sie eine gar schwerblütige, heiße Tranksame herbei und füllten die goldenen Becher der Herren allüberall bis zum Rand. Und es erschienen noch mehr Harfenspieler und Sänger, und sie erfüllten die Halle mit den Farben der Freude.

Da sah der König die junge Königin an, wie ein Feuer, das einen Wald verzehrt. Und sie flammte auf über und über. Er aber ließ seine Augen über die festenden Freier hingehen, wie Adler, die ob den Krähen kreisen.

Und dann waren sie aus dem Saale verschwunden.

Aber die Freier, die Königsöhne und jungen Fürstlichkeiten hatten aufwachend, wie nach einem bösen Traume, die vollen Becher ergriffen. Sie tranken sich schweigend zu und ließen deren dunkelrotes Feuer in sich hineinströmen.

Als es gen Mitternacht ging und die Leuchter zu erlöschen begannen und nur der Mond sein gespenstiges Licht durch die Halle geistern ließ, ward es seltsam stille um den mächtigen Tisch. Und aus irgendeinem Becher stieg ein dunkles, blutigrotes und feuerheißes Wort und begann seinen Umgang in der Runde der finster blickenden Zecher. Und es bligte ab und zu mit dem Becher ein Schwert im Mondlicht auf.

Erschrocken, von Grauen gepackt, verloren sich die Musikanten und Spaßmacher aller Art aus der Halle.

Als aber auch die Dienstleute des Schlosses bange zu werden anfangen, sprang plötzlich einer der jungen Fürsten auf und packte einen auf leisen Sandeln vorbeischiehenden Schenken. „Hund,“ kreischte er ihn an, „sag an, wo schläft deine Herrin heute Nacht?“

Wie nun der zitternde Diener eine stotternde Ausflucht versuchen wollte, traf ihn der Fürst mit seinem Pokal also über sein altes Haupt, daß er tot hinstürzte. Die Herren aber waren alle aufgeschossen und hatten sich über die Leute des Schlosses hergemacht und sie erwürgten alle bis auf einen, der willens war, ihnen das verborgene Brautgemach der Königin zu zeigen.

Der letzte Leuchter war ausgegangen. Nun begann der Mond die Halle und all ihre Wände mit mattem Silber gar köstlich zu bemalen. Doch die blutigen Freier achteten dessen nicht. Sie hatten den Purpurvorhang am geheimnisvollen Erker zerrissen und das goldene Spiegelfenster in tausend Scherben zerschlagen, die nun, wie die Sonnentapfen im herbstlichen Hochwald, auf dem Boden der Halle zerstreut lagen und wunderbar leuchteten.

Die Herren aber hatten sich aus dem festlichen Saale gemacht. Und so leise es anging, folgten sie dem verräterischen, schlotternden Diener treppauf, treppab, durch Gang und Gemächerflucht, bis er endlich in einem entlegenen Flügel der Burg vor einer hohen Türe stehen blieb, den Finger auf den Mund legte und flüsterte: „Hier!“

Da ging eine grimmige Freude unter den Fürsten um, und jetzt schlug ein Ritter jugendlichen lockigen Hauptes mit seinem Schwerte an die Türe.

Ein unheimliches Echo sprang irgendwo auf und verlor sich in den Gängen und Schlöfen des Schlosses. Aber hinter der Türe rasselte es wie von Waffen.

Jetzt fuhren mehrere Schwerter und Fäuste auf die Türe los. Sie tat sich auf, und einige schreckensbleiche Wächter sanken in die Knie, warfen ihre Waffen vor sich hin und schrien auf: „Gnade, Gnade!“

Bevor sie recht zur Besinnung kamen, waren sie an den Haaren in den Gang herausgerissen und zerhackt und zerfehrt.

Aber eine zweite niedrigere Türe mit wunderlichem Holzrankwerk vertrat den rasenden Freiern den Weg ins Hochzeitgemach. Ihre Schwerter trommelten drauflos, daß die Späne flogen.

Jetzt war irgendwo eine Stimme.

Sie ließen die Schwerter sinken und wurden stille.

„Wer stört den König in seiner hochzeitlichen Nacht?“ redete es sanften Tones wie aus weiter Ferne.

„Sie ist's!“ machte es unter den Freiern. Einer aber lärnte: „Es sind die Freier da, o Königin! Wölfe, Bären, Räuber, Narren, Esel, Kindsköpfe, alle die Freier aus dem goldenen Spiegel sind da!“

„Verräter, Räuber!“ kam eine tiefe Männerstimme aus dem Gemach.

„Du irrst dich, Jarl!“ rief's im Borgemach zurück. „Wir wollen dich nicht aus den Armen der jungen Königin herausholen. Schlafe ruhig weiter mit ihr, wenn du nicht selber den Mut hast, du Bettler aus Norge, dich vor uns zu zeigen.“

Es ward totenstill; aber keine Antwort wollte kommen.

„Das Gemach hat eine Geheimtüre,“ flüsterte der zitternde Diener, der sie geführt, „sie sind gewiß schon entronnen.“

„Feigling, Bettler aus Norge, feiger, alter Hund!“ brüllte es aus den Freiern.

Hinter der Türe wurde es unruhig. Aber die Herren lachten hohnvoll, grimmig auf, und machten Miene, abzuziehen.

„Feigling aus Norge! Alter nordischer Hengst! Feigling, Feigling!“

Doch sie kamen nicht zum Abzug. Irgend etwas hielt sie zurück. Es war ihnen, sie hören etwas wie eine wimmernde Frauenstimme. Und war ihnen, sie vernahmen ein polterndes Hin und Her. Und jetzt, ein verzweifelttes Aufschreien!

Die Türe ging halbwegs auf, und auf der Schwelle sahen sie den König mit seiner jungen Königin ringen.

Und jetzt riß er sich aus ihren Armen und in den düstern Gang, unter die lauernen Gäste herausspringend, schrie er keuchend heraus: „Da bin ich! Räuber, Mörder!“

Wie ein duzendfacher Blitz zuckten die Schwerter auf ihn. Ohne einen Laut, zerstoßen, tot, schlug er auf den Boden hin.

Ein entsetzliches Aufschreien. Schier erschrocken fuhren sie zurück, und keiner regte einen Finger, als die junge Königin mit aufgelösten Haaren, die ihr Nachgewand überfluteten, sich über den Toten hinstürzte, ihn herzte und küßte und mit ihrer dunkeln Haarwelle sein blutiges Angesicht bedeckte. Aber unversehens nahm sie ihn in ihre Arme, hob ihn stöhnend auf und trug ihn ins Hochzeitsgemach zurück.

Schweigend, wie gebannt sahen sie ihr nach, bis sie in der Düsternis verschwand.

Aber einer brüllte, häßlich grinsend, auf: „Bin ich ein Wolf, so will ich mir jetzt das Lämmlein holen!“

Er stürzte ins Gemach hinein, die andern ihm mit wilder Eier nach.

Das Gemach war leer und das Himmelbett verlassen.

„Hier!“ lärmte einer.

Sie sahen eine Türe weit offen stehen.

„Sie ist entflohen!“

Aber wie sie durch die Türe drangen, standen sie mit einem Male auf einem Balkon, und unter ihnen rauschte das ewige Meer.

„Sie hat sich mit dem Jarl abgestürzt.“

„Seht, schaut, da, tief unten das Weiße!“

„Sie sind in den Felsen hängen geblieben!“

Grimmig starrten sie hinab und horchten und horchten. Aber unten war nur die große Glocke des brandenden Meeres. Und sie vermieden, sich anzuschauen, und als im Osten ein lichter Streifen erschien, kehrten sie finstern Angesichts in die Hochzeitshalle zurück.

Man weiß nicht, wie's gekommen ist. Aber gen Morgen schlugen die Flammen aus den Dächern der Hochkönigsburg, und aus den Fenstern der hochfestlichen Halle flogen immer wieder Menschen, die ins Meer fielen und in den Felsen zerschmettert wurden. Aber als die Dächer des Schlosses alle das rote Stirnband des Feuers umfaßt hatte und als es sich zur hundertzackigen Flammenkrone auswuchs, sprangen noch ein paar blutbefleckte Männer aus dem offenen Burgtor und hasteten den Felsenpfad hinab, um zu den Schiffen zu gelangen.

Da flammte es ungeheuerlich auf im höchsten Turme ob dem Meer, und wie eine Bergbreche fuhr der stürzende Turm übers Gefesse hinunter und begrub die Flüchtigen.

Als es aber völlig tagte, war das Königsschloß verschwunden. Auf dem Meer aber trieb ein Schiff, ein herrenloser Drache mit rotem Segel einsam gen Norden.“

Der Schulmeister Hanspeter schloß das Buch. Er wollte etwas sagen. Aber das Annebethli schlang die Arme um seinen Hals und küßte ihn erst auf seine ergrauende Schläfe und darnach gar langwierig und mit festgeschlossenen Augen auf den Mund.

Ein Richern war im Ofenwinkel. „Aha,“ machte eine weibliche Stimme, „nun fernen sie zusammen die traurige Geschichte aus, und also nimmt sie doch noch ein fröhliches Ende.“

„Freilich,“ meinte eine andere, männliche, „der Lehrer ist nicht dumm. Erst liest er recht traurige Geschichten aus seinen Büchern vor, nur daß er alsdann dran selbst einen lustigen Abschluß machen kann.“

„Se allweg,“ sagte die Weiberstimme wieder, „er ist ein arger Fink. Die traurigen Geschichten läßt er in der alten Zeit vorgehen und die lustigen heutigentags.“

Ein polterndes, andauerndes Gelächter war hinterm Ofen.

„O mein lieber, mein herzallerliebster Schatz!“ raunte die Dunkle dem vor Glück bebenden Schulmeister zu. „Laß mich in deine Augen sehen!“

Und sie nahm seinen Kopf in beide Hände, und sie schauten sich unverwandt in die Augen. Als aber in die seinen Tränen kamen, küßte sie ihn auf die Augenbrauen und bettete ihr Haupt an seine Brust.

„Soll ich dir noch eine Geschichte lesen?“

Sie antwortete nicht. Mit offenen Augen lag sie in seinen Armen, ein wunderliches Lächeln um den Mund.

„Maitli, gib dr ä Bage zwee,
Wän i cha dys Nästli gseh!“

johlte eine breitfüßige, aber frische Stimme hinterm Ofen. Und es gab dort wieder ein Schmazen und Schnalzen, als ob eine Rinderherde über ein verregnetes Niedland stapfen müßte.

Jrgendwo in der Nacht draußen war eine Schelle.

„Ich höre das Meer läuten,“ flüsterte nun mit geschlossenen Augen das Annebethli.

Der Lehrer küßte sie auf die Wange: „Liebste, Liebste!“

Aber das Schellen ward lauter und kam näher und näher.

„Die Nachtbuben!“ machte er halblaut.

Sie richtete sich auf. „Die Nachtbuben?“ redete sie verträumt.

„D'Lüt sind Lüt und Chüeh sind Chüeh;
Blybe nu äs Schükli hie!
Maitli hät's ä Huffe do,
Send äs früntlis Tue und Lo,
Zuhuu!“

sang's im Ofenwinkel.

Durch die Winternacht kam das schwere, grobschlächtige Läuten der Semntentreichle immer näher.

„Jez hani gmeint, es tagi, tagi, tagi,
Jez liggi nu bim Babn, Babn zue.“

jauchzte es hinterm Ofen.

„Unser hausgemachtes Volkslied,“ murmelte der Lehrer ziemlich abfällig vor sich hin.

Aber im Ofenloch hatte man's doch gehört.

„Hanspeter,“ rief des Trütschlis grelle Stimme, „es sind halt nicht alle so belesen wie Ihr. Wir geben's wie wir's haben, und wer's nicht hören will, kann ja die Ohren verstopfen. Ein urchiges Lied wird etwa noch erlaubt sein. Wir sind jezt da nicht auf der Borkirche, und der Meinige ist kein Lehrer, und ich bin nicht seine Fahrgeiß hinter der großen Orgel. Also!“

Der Styni lachte für ihrer sieben eins heraus.

Aber das Annebethli sagte rasch: „Ja, Schatz, du hast wohl recht, es gehen etwa übeltönige, ungewaschene Gesählein und Verse unter den Leuten um, die einem das Singen verleiden könnten. Aber daran sind nicht die rechten Dichter schuld, das weißt du wohl; denn man kann gottlob auch andere Verslein hören, die nicht gradewegs aus einem schmutzigen Dünchel, wohl aber aus einem warmen Herzen kommen. Soll ich dir etwa wieder einmal so eines singen?“

„Ja, Annebethli, mach mir die Freude.“

Und die Dunkle erhob ihre Augen zur getäferten Decke und begann mit weicher Stimme:

„Chum hinecht, wän i und're bi
Und's schlaffet alli Köisli i
Und alli liebe Byli.
Chum hinecht . . .“

Ein tolles Auffjauchzen vor dem Hause.

„Hei, hei, haarus!“

Ein wildes Gebrüll. Scheiter polterten von der Hausmauer herab, und jetzt zeigten sich an den Fenstern zündrote Gesichter, und verstellte Stimmen lärmten: „Heraus, wenn ihr etwas seid! Heraus dort am Ofen, alter Laicher! Heraus dort hinterm Ofen, Lediger! Hei, hei, haarus! Bubs genug!“

„Der Baschithysel, unser Knecht, ist unter ihnen!“ sagte halblaut, schier erschrocken, das Annebethli.

„Jaha,“ kam's ziemlich ungehalten aus dem Ofenloch, „das hast du uns angereist, Schwester. Die Ledigen tun heut wie vom Teufel besessen. Das Häuschen wackelt auf allen vier Stelzen. Sie decken uns noch das Dach ab. Bisher hat der Baschithysel nur einen Stierengrind gemacht und den heimlichen Wilden, weil er gedacht hat, der Lehrer verleihe dir doch noch. Weil du ihm aber gestern so deutlich zu verstehen gegeben hast, daß du den Hanspeter trotz ihm und allem heiraten werdest, ist nun heut nacht der Stier ab der Kette und es kann uns noch Geschichten geben, das weiß der Herrgott. Die Buben sind nun einmal fuchsteufelswild, daß du ihnen einen Alten vorziehst, und aber auch mir sind sie auffässig, weil der Styni gilt und ich sie auch nicht mehr hereinlasse.“ Es rumpelte wieder eine Scheiterbeige vor dem Hause zusammen. „Mein aber auch, so hör einer, wie diese Herrgottsdonner heut nacht den Hund ablassen!“

Ein gewaltiges, Berg und Tal erfüllendes Auffjauchzen und dann ein rasendes Gebrüll vor der Stube. Schneebälle und Scheiter flogen an die Wände; aber so, daß keines ein Fenster auch nur streifte. Aber jetzt wurde es wie mit einem Zauber- schlage still, und nun begann draußen eine Stimme zu reden.

„Der Knecht!“ flüsterte das Annebethli.

„Der Baschithysel!“ machte es im Ofenwinkel.

„Hedanida, ihr Ledigen und Halbledigen im Erlismattstübeli,“ scholl es durch die Nacht, „wenn ihr etwas seid und euere Knie noch klöpfen, so zeigt, was ihr seid und kommt heraus! Du dort, aufgewärmter Maitlischmecker vor dem Ofen, bei der seltsamnäschigen Fahrgeiß, und du dort, milchschnauziger Lappi bei der Großen hinterm Ofen! Wir, unser Sieben, wollen euch durch den krüppelten Wald schicken, daß ihr darnach ein paar Jahre lang kein Vogelfederchen, geschweige eine Heu- bürde über eine Leiter hinauf zu tragen vermögt. Haarus, haarus! Falls ihr aber nichts dürft, so verkriecht euch nur getrost hinter eure Weiberröcke, ihr seid lang sicher vor uns. Aber die Kinder werden künftig die Zungen gegen euch herausstrecken, und die Maitli, die noch etwas auf sich halten, werden euch die Wetterseite zuwenden. Haarus, haarus, haarus!“

Die Fenster erzitterten vom ausbrechenden Geheul.

„Wölfe!“ machte der Lehrer halblaut.

Aber der Malosen-Styni stand mitten in der Stube, mit wunderlichem Lächeln über dem ganzen rotlachten Gesicht und funkelnden Augen.

„Willst du hinaus, Styni?“ fragte die Große, sich aus dem Ofenloch zu ihm machend. „Es wird nicht sein? Sie könnten dich wüßt erstrahlen und böß zurichten.“

„Es fürchtet mir nichts,“ sagte er dumpf.

„Ja, ich weiß es wohl, kein bäumigerer Bursch als du. Und du würdest mit ihnen wohl fertig; aber der Baschithysel, Styni, vor dem mußt dich in acht nehmen! Wenn der abkommt, tut er wie von Sinnen.“

„Ja, geh nicht, Styni, tu's nicht!“ bat jetzt dringend das Annebethli, gewiß ist dasmal unser Knecht unter ihnen. Seine heimliche Wut auf unsere Riltgänger ist ihm jetzt herausgefotten.“

„Jaha, weiß schon,“ machte kurz gebunden der Styni, „und ich kann's ihm wahrlich nicht verargen, weil du,“ er wandte sich grimmig gegen die Dunkle, „weil du ihm diesen hartbeizigen, verlederten Gockel da vorziehst. Das kann einen Sauberledigen wohl des Teufels machen. Aber dennoch, mich sollen sie da draußen nicht umsonst herausfordern. Es fürchtet mir nicht so hündisch. Ist euer Knecht unter ihnen, der Baschithysel, so will ich grad seinetwegen hinaus, denn,“ knurrte er finster blickend, „es ist mir oft, der Thysel stehe auch mir irgendwie im Weg.“

„Styni!“ rief zürnend die Große.

„Ja, so ist's mir!“ lärmte der heraus. „Warum weiß ich nicht; aber 's ist mir so, fertig! Und nun, Lehrer,“ wandte er sich an den bleich gewordenen Schulmeister, „wenn du mich für einen Stier hältst, und das tußt du, ich weiß es, so will ich dir auch zeigen, daß ich's völlig und ganz bin und nicht bloß zum Schein, wie du ein Hochzeiter bist.“

„Geh nicht hinaus!“ warnte der Lehrer. „Sei gescheit und bleib da, denn viele Hunde sind des Hasen Tod. Und was hast du und dein Schatz davon, wenn sie dich krumm und lahm schlagen?“

„Ja, bleib der tausendgottswillen, Styni!“ rief das Annebethli aus, ihren Hanspeter am Dismerkittel krampfhaft festhaltend.

„Ich bin aber kein Hase!“ polterte der Styni heraus, „und eben nicht so gescheit wie du, Lehrer. Ich hab mich noch bei keiner in die Lebensversicherung aufnehmen lassen. Bin ja nur ein dummer Hund; aber einer, der den Schwanz nicht einzieht, wenn jemand einen Stein gegen ihn aufhebt. Was sagst, Große?“

Das Trütschli tat den Mund auf; aber kein Wörtlein kam heraus, nur ein seltsames, schier geringschätziges Lächeln war um ihr Stülpnäschen.

Da wurde der Styni dunkelrot. Zähneknirschend packte er eine Stabelle am Bein und fuhr zur Stube hinaus.

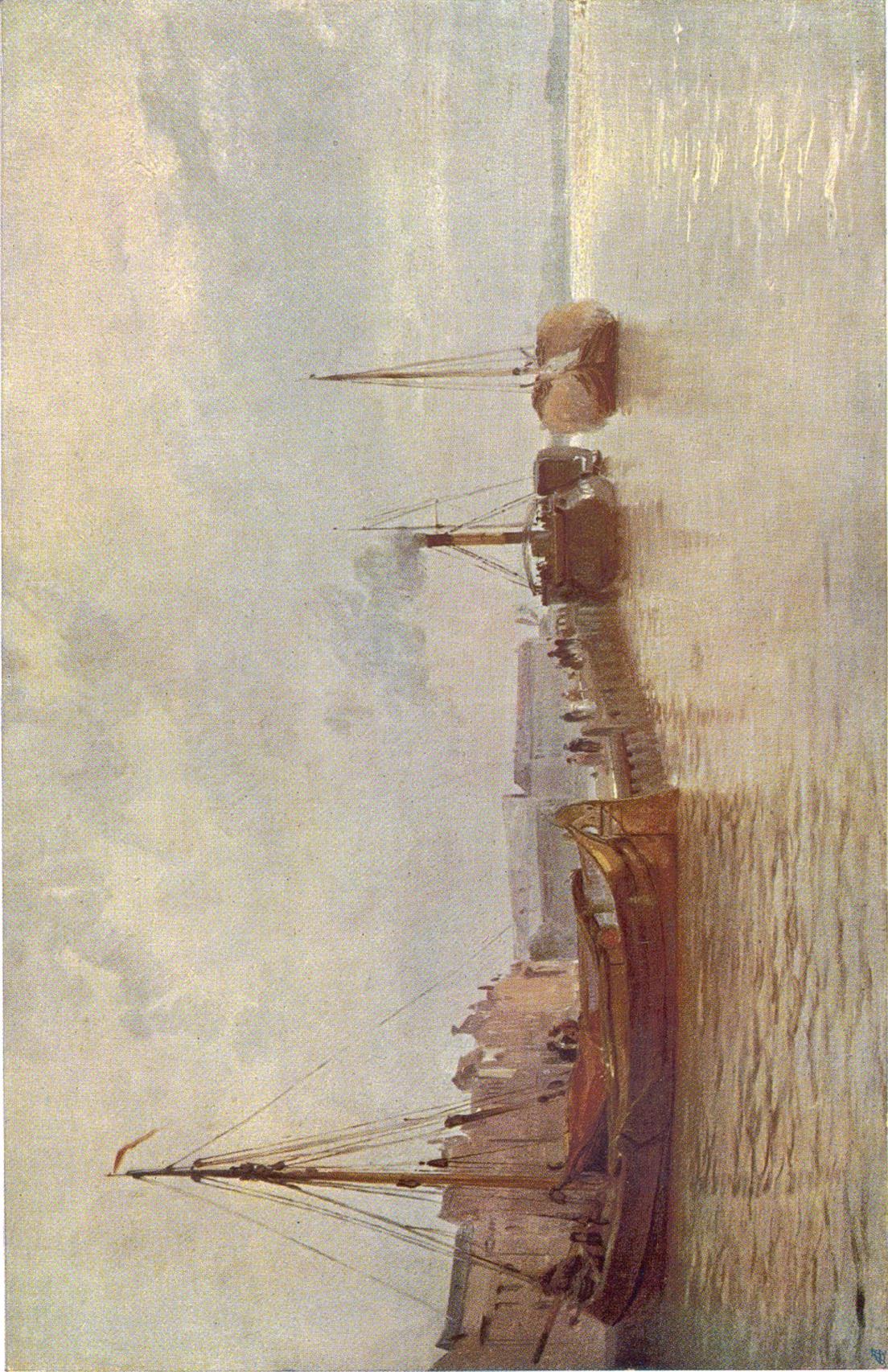
Draußen brach der Lärm ab; aber jetzt war hie und da ein wilder Fluch und Aufschrei in der Winternacht.

Die Dunkle am Ofen zitterte. Sie hatte ihre Arme um den Lehrer gewunden.

Die Blonde aber war an ein Scheiblein gehuscht. „Herrgott, Herrgott!“ rief sie, „da dengelt er drauflos; zwei schleichen sich schon mit zerknütschten Köpfen abseits. Wohl wohl, dem Styni haut's es! Jetzt der Baschithysel!“ rief sie aus. „Der Donner doch auch! Er schlägt dem Styni die Stabelle mit dem Zaunpfahl aus den Tapen! Heiland, Heiland, ist das ein Bursch!“ Sie schrie es schier jauchzend auf. „Er bodigt ihn, er haut...“ Ein rachewütender Aufschrei. „Er hat ihn gebodigt!“ Das Trütschli stürmte auf den Ofen los: „Schulmeister!“ kreischte sie, ihn anpackend, „steh auf! Du mußt auch heraus, wenn du nicht bloß einen Absitz hast, wenn du Fäuste hast und nicht bloß einen Lagenstecken! Du mußt auch heraus! Das laß ich nicht gelten, daß du gar so gescheit bist und bloß zuhören willst, wie man dem Gespönsling seiner künftigen Schwägerin den Schädel eintrommelt. Heraus mit dir!“

Während die Große den Lehrer am einen Arm hinter dem Ofen hervorzuzerren trachtete, versuchte das Annebethli verzweifelt, ihn am andern zurückzuhalten. „Heraus mußt du!“ keuchte das Trütschli. „Spürst du das Mark in dir, noch einmal ein Erstelein zu beherrschen, so sollst du, wenn's Not tut, dafür auch einstehen dürfen.“

„Ja, das tue ich!“ rief jetzt der Lehrer aus. „Aber es hätte nicht Not getan, wenn wir nicht Wilde wären. Da wir's aber einmal sind, und wohl noch lange bleiben werden, will ich's nehmen wie's ist, und hinaus.“



J. J. Qlrich.

Holländische Marine. Oelgemälde.

„Nein, nein, nein!“ schrie das Annebethli auf.

„Wenn ich mich gegen euere Rohheit, gegen euch Wilde mit meinem Verstand und mit meinem Herzen, so gut und so lang ich's nur konnte, gewehrt habe, selbst auf die Gefahr hin, von euch verächtlich angesehen zu werden, jetzt darf ich's nicht mehr. Jetzt gilt's bitterm Ernst. Aber es mag mein Leben gelten, mein alles, meines Lebens Seligkeit! O ihr Tiere, ihr Narren!“ schrie er verzweifelt auf; alsdann machte er dumpf, „ich will zeigen, daß ich mich so wenig fürchte als irgendwer. Laß mich, Annebethli, laß mich!“

„Niemals!“

Die Große hatte auf sein Reden hin plötzlich von ihm abgelassen; aber das Annebethli wollte ihn nicht freigeben. Sie hing sich an seinen Hals und verbiß sich in seine Lismerjoppe. Aber er löste ihre Finger unwiderstehlich ab: „Lebwohl, Annebethli, lebwohl!“ machte er feuchend, und dann schoß er hinaus.

Die Dunkle schrie auf und wollte ihm nach; aber die Große hielt sie zurück. „Die Burschen sollen es ausmachen!“ lärmte sie, „man wird dir deinen Schullehrer nicht fressen. Das ist noch nie erhört worden, daß sich ein Maitli in diese Nachtbubenhändel gemischt hätte.“

Sie rangen zähe miteinander, also, daß Stabellen umgeworfen wurden und der Tisch in der Stube herumrückte.

Jetzt polterte es in der Stubenkammer. Der Erlismattbauer schien aus dem Bett gesprungen zu sein. „Der Vater kommt, der Vater kommt! Gib Ruh, du Wildfaß!“ schnörzte wütend das stärkere Trütschli. Da freischte sie auf. Das Annebethli hatte sie in die Hand gebissen, sich losgeschrenzt, und nun raste es in die Nacht hinaus.

Aufheulend vor Zorn, beschaute die Große ihre blutende Hand. Jetzt stand der Bauer in der Stube. „Was ist denn heut einmal los!“ lärmte er. „Ist denn heut der Teufel im Dach! Ich bin doch seinerzeit auch mit den Nachtbuben gegangen; aber so, wie ein Gehüt frisch beschlagener Kofse, unter denen ein Sprengschuß losgeht, haben wir denn doch nicht getan. Wo ist der Lehrer? Ist der denn auch verrückt geworden und gar noch hinaus unter die Ledigen? Ja, und wo steckt denn ums Herrgottenwillen das Annebethli?“

„Heja, die Staudenteufelin ist auch herausgefahren, ihrem Schulmeister nach; denn als ich sie hab zurückhalten wollen, hat mir die Beißzange fast einen Finger durchbissen.“

„Heiliges Verdienen!“ machte völlig erschrocken der Bauer, „was geht denn heut! Es wird ja immer... Was ist nun das wieder?!“

Ein fürchterlicher Schrei ging durch die Nacht.

„Komm,“ gebot der Alte kurz, „marsch, komm mit! Wir müssen hinaus. Es hat etwas Ungrades gegeben.“

Er machte sich schweren, aber eiligen Schrittes aus der Stube, gefolgt vom bösblickenden Trütschli.

Und da waren sie in der Winternacht draußen, und der Mond schien über den hohen Schnee; aber es war totenstill, und kein Mensch zu sehen.

Jetzt kam ein wildes Aufjauchzen um die Scheune, und eine Stimme rief: „So, nun wird der Schulmeister das Geschichtenlesen wohl für eine Weile bleiben lassen. Haarus!“

Flüchtende Schritte über den knirschenden Schnee.

Der Erlismattbauer und seine ältere Tochter waren vor einer zerstampften Schneewehe stehen geblieben.

„Heilige Maria Muttergottes!“ rief er aus, „was hat's da gegeben, Annebethli? Was fehlt dem Lehrer?“

Es kam nur ein schweres Stöhnen aus dem Schnee. Der Bauer bückte sich und erbleichte. Vor ihm lag der Schulmeister Hanspeter starr und tot, auf seiner umgrauten Stirne aber klappte eine tiefe Wunde.

„Jesus, Maria und St. Josef!“ machte er, „er ist, beim Strahl, tot. Niedergeschlagen haben sie ihn wie ein Tier! Die heillosen, gottvergessenen Buben! Steh auf, Annebethli!“ gebot er, und versuchte seine Tochter, die sich über den Toten geworfen hatte, aufzureißen; aber sie gab ihn nicht los.

So ließ er sie gewähren und wandte sich erschrocken um; denn hinter einer andern Schneewehe hervor, neben der Hausmauer, kam ein fluchendes Stöhnen. Und da sah er, wie das Trütschli, die Große, neben ihrem Liebsten, dem Malosen Styni stand und sich eben auf ihn herabbeugte.

„Um Gottes und aller Heiligen willen,“ machte der Erlismattalte, „diese Nachtbuben haben heut einmal böß gewirtschaftet. Wir leben doch beigott in einer rauhen Welt! Da haben sie nun eine arme Seele ohne allen geistlichen Trost in die andere Welt hinüber gejagt, diese Bestien! Und nun haben sie gar noch den Styni, diesen bäumigen Burschen, also in die Schneewehe hineingeschlagen, daß er liegt wie ein gereisteter Trämmel im Tobel. Ueh, äh, äh!“

Da stand er schon neben dem Trütschli: „Was ist's denn nun wieder mit dir, Styni?“

„Es ist mir,“ kam's mit schwerer, schmerzlicher Stimme aus dem Schnee, „mir ist's, ich sei völlig zu einem Erdäpfelstock zusammengeknetet worden, die Siechen die!“

„Heiland doch auch!“ machte der Bauer. „Ja, wer ist denn gar so viehmäßig mit dir umgegangen?“

„Einer, der noch harthölziger ist als ich. Ihr, und du voran, Maitli!“ lärmte er schwer schnaufend auf, „ihr kennt ihn gar wohl, den Luchs. Er schläft ja mit euch unter einem Dach.“ Und knirschend, verdrückt machte er: „Der Weltstaib hat mich doch gebodigt; denn,“ er sagte es stöhnend, kaum vernehmbar, „es war mir, es helfe ihm eine und halte mir Arme und Beine.“ Er spuckte Blut aus. „Und dann,“ redete er fort, „wie ich gelegen bin, sind die andern Hofenpfeifer auch gekommen und haben geholfen, mich zu einem Teig verwerfen. O die verfluchten...“

Er hob die Faust; aber sie sank ihm gleich wieder wie gelähmt auf die Brust.

„'s Donners doch auch!“ rief der Alte aus. „Es ist mir aber gewesen, mit dem gähschüssigen Knecht setze es noch einen Hau ab. Er ist schon lange einer gewesen wie ein bissiger Hund. Und heut nun ist er zum Anpacken gekommen. Die saferlots Wildlinge!“

„Trütschli, Maitli,“ machte keuchend der Styni, „ich werde etwa bald wieder auf den Haken stehen, dann, ... er hat mich heut gebodigt, 's ist wahr. Er hat mir den Grind zusammengedengelt, sie haben mich elend vertätscht. Aber,“ er kreischte es heraus, „laß mich nur wieder auf sein...“

Ein geifernder Husten packte ihn.

Die Große blieb still. Ruhig kniete sie neben dem übel zugerichteten Burschen und suchte ihm mit ihrer Schürze das Blut vom Mund, aus dem Gesicht zu wischen. Er tastete nach ihrer Hand und drückte sie schwach. Aber sie regte keine Wimper.

Jetzt tollte ein wildes Aufjauchzen von irgendwoher in die Nacht. Da gleiften ihre Augen auf, wie die Fensterscheiben im nächtlichen Wetterleuchten.

„Wart nur, Baschithysel,“ knirschte es im Schnee, „wart, bis ich wieder ein Mensch bin!“

Das Trütschli fuhr dem Styni mit der Hand über den verkleisterten Krauskopf; aber ihre Augen schlichen sich wie Diebe fort, dem verhallenden Jauchzen nach.

Der Erlismattalte hatte sich hinter die andere Schneewehe gemacht. „Annebethli, Kind,“ redete er ungewöhnlich zärtlich, „steh auf! So kann's nicht bleiben.“

Wir wollen den Schulmeister gottsamen ins Haus tragen; denn sieh, er ist dir gestorben.“

Das Annebethli erhob sich auf die Knie. „Gestorben, sagt Ihr, Vater? Jawohl, jawohl ist er mir gestorben.“ Sie staunte mit leeren Augen auf den Erschlagenen und faltete die Hände. Aber plötzlich schoß sie auf und schrie dem erschrocken zurücktretenden Bauer ins Gesicht: „Aber mich, mich macht ihr nun auch nicht mehr lebendig!“

Sie warf sich über den Toten, umkrampfte ihn mit beiden Armen, von wildem Schluchzen geschüttelt, und ihre dunkeln Haare bedeckten sein blutiges Angesicht.

Schweizerische Arbeit für den Völkerbund Von S. Zurlinden

Wir stehen unmittelbar vor der Eröffnung der dritten Völkerbundsversammlung in Genf. Sie findet eine politische Situation vor, die womöglich noch verworrener und gefährlicher ist als in den beiden vorausgegangenen Jahren. Die Aussichten für einen friedlichen Wiederaufbau Europas haben sich seit dem Abschluß des famosen „Friedensvertrags von Versailles“ andauernd verschlimmert, und in entsprechendem Maße trüber gestalteten sich die wirtschaftlichen Verhältnisse der Völker unseres Erdteils. Diese Tatsache allein kennzeichnet den Vertrag von Versailles als ein für seine Zweckbestimmung untaugliches Instrument. Es war eben kein Friede, der in Versailles geschlossen wurde, sondern es ist dort ein Gerichtsurteil über einen Kriegsteilnehmer gefällt worden, dessen Rechtsgültigkeit vom Weltgewissen niemals wird anerkannt werden können, weil es dem elementarsten Rechtsempfinden widerspricht. Nicht das ist das große Uergernis, daß Deutschland als der verlierende Teil für den angerichteten Schaden nach seinem Vermögen soll aufkommen müssen — das war von jeher „Kriegsrecht“ und Kriegsbrauch: wer verliert, bezahlt die Kosten, und wer den Krieg als berechtigte Institution anerkennt und davon nach Bedarf und Gutfinden Gebrauch macht, wie das bei Deutschland unzweifelhaft der Fall war, kann sich nicht beklagen, wenn er bei ungünstigem Ausgang selber ebenfalls nach „Kriegsrecht“ behandelt wird. Daß aber die Entente, als Richter in eigener Sache, das besiegte Deutschland zwang, im Artikel 231 des Friedensvertrags sich und seine Verbündeten wider die eigene Ueberzeugung als allein schuldig und verantwortlich für alle Kriegsfolgen zu bekennen, nahm diesem erpreßten Geständnis jeden moralischen Wert und stellte das ganze Friedenswerk auf eine grundfalsche Basis.

Den Fluch dieser unglücklichen Politik bekommt Europa — und nicht zuletzt Frankreich selbst — jeden Tag mehr zu spüren. Was Frankreich irgend unternehmen mochte, um sich für seine Verluste schadlos zu halten, erschien den Deutschen nun nicht als eine nach Recht und Billigkeit geschuldete Entschädigung, sondern als Strafmaßnahme infolge eines von ihnen stets als ungerecht empfundenen Gerichtsurteils. Für die aktive und passive Resistenz gegen solche Strafmaßnahmen konnten sich die Deutschen in ihrem Innern zum voraus für entschuldigt halten, und ein großer Teil der Mitwelt war geneigt, ihnen darin Recht zu geben. Frankreich aber, mit Entrüstung den üblen Willen Deutschlands konstatierend, kam auf die Idee, in Versailles noch viel zu gutmütig und nachgiebig gewesen zu sein, und jetzt durch verdoppelte Schärfe das Versäumte nachholen zu müssen. So schloß sich, unter fortwährender Steigerung des gegenseitigen Hasses, der unheilvolle Zirkel, in dem